

Der Fabrikant Anton Beilharz und das Theresle [Fortsetzung]

Autor(en): **Schäfer, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Fabrikant Anton Beilharz und das Theresle

Roman von Wilhelm Schäfer

Copyright by Albert Langen/Georg Müller, München.

2

Als der große Mann, der im Sitzen eine Gewohnheit hatte, schwer mit dem bärtigen Kopf in den Schultern zu hängen, eine Viertelstunde lang neuen Aerger in den alten hineingefressen hatte und zufällig einen abschätzigen Blick durch die goldene Brille des Schuldirektors auffing, der sein düsteres Schweigen offenbar für krämerhafte Besorgnis nahm; als er meinte, sonst an seinem Groll ersticken zu müssen, brach er los.

Er war zu gemessen, sogleich mit der Faust auf den Tisch zu schlagen, aber als er die flache Hand hinlegte, zitterten die Schoppengläser, und dem gichtigen Postmeister rutschte die Kreide auf der Schiefertafel aus.

Einsperren müsse man so etwas bei Wasser und Brot! Oder erländen im See, einfach erländen! verfügte er; und während der Schuldirektor nach der ersten Verblüffung über den ungewohnten Ausbruch ihres sonst so verträglichen Skatbruders noch die Ueberlegenheit einsetzte, zu fragen, ob er sich etwas vorstelle, daß der Postierek den Attentäter mit Schlagsahne füttern lassen würde? meinte der Fabrikant gar nicht den Mörder in Serajewo, sondern den Lehrer David Müller.

Jawohl! schrie er, und wenn er die linke Hand nicht zu der rechten auf das grüne Tuch gelegt hätte, sich gegen den hochmütigen Lächler vorzubeugen, wäre schon jetzt ein Faustschlag daraus geworden. Jawohl, Herr Schuldirektor, Ihren Herrn Kollegen meine ich, gegen dessen moralische Haltung Sie keinen Tadel aussprechen können! Wenn es morgen hier knallt wie in Serajewo, wundert sich keiner, weil jeder weiß, wer der Anstifter ist!

Ich muß doch bitten! versuchte der nun nicht mehr mit pädagogischer Ueberlegenheit lächelnde Schuldirektor zu unterbrechen; aber der Anton Beilharz war außerstande, sich etwas dreinreden zu lassen: Bitten Sie, soviel Sie wollen; aber der Anstifter fliegt, oder Sie fliegen mit! Dafür sind wir Steuerzahlenden Bürger nicht da, daß wir uns von hergewehnten Existenzen das Brett unter den Füßen wegziehen lassen! Sie haben, Herr Postmeister, Straßen auf ihre Schiefertafel gezeichnet: was aber wollen Sie mit Serajewo? Hier sind die Schüsse gefallen. Zeichnen Sie Unterlingen! Hier fährt unser Wagen; da steht der Attentäter und schießt und heißt David Müller. Und wir sollen noch den Hut vor dem Anstifter abnehmen, der selber keinen auf dem Kopf hat, damit er uns nicht zu grüßen braucht!

Es mußte für die andern, die nichts von seinem Groll wußten, ein ebenso unverständliches wie plumptes Gerede sein, was der Fabrikant machte; aber seine Stimme war mit jeder neuen Verworrenheit lauter geworden, und zuletzt schrie er so, daß der Wirt in der weißen Kochmütze mit seiner jungen Frau aus der Küche hereinsah, während das Theresle beide Hände vor Schrecken an ihre krausen Schläfen gelegt hatte. Als der Beilharz die Hand zum letztenmal hob, wurde wirklich eine Faust daraus; und als sie niedertraute, hüpfen die Schoppengläser wie Frösche.

Der weiße Postmeister wollte mit seinen gichtigen Händen noch Frieden stiften; aber die beiden akademischen Herren konnten es sich nicht leisten, so von einem Trikotwarenfabrikanten angeschrien zu werden. Sie bezahlten dem Theresle ihren Schoppen und gingen nach einer korrekten Verbeugung gegen den Tisch mit dem verdornerten Postmeister hinaus. Auch der empfahl sich danach mit einigen gemurmelten Worten.

Sonst waren zum Glück, wie der Wirt sich tröstete,

keine Gäste in der Wirtsstube gewesen, während er selber, erst seit einigen Wochen verheiratet, in der Küche mit seiner prallen Frau geschäkert hatte. Daß es ratsam war, sich vorläufig nicht zu zeigen, erkannte er mit einem Blick auf den immer noch leuchtenden Mann; er gab dem Theresle einen Wink, auf der Hut zu sein, und zog seine zum Lachen gereizte Frau an der Hand hinaus.

So blieb der Fabrikant mit der Saaltochter — die noch ein junges Ding war und sich abseits auf die Ofenbank gesetzt hatte, das Weitere abzuwarten — allein in dem Wirtszimmer, darin die versprengten Rauchschwaben friedlicher zu schweben begannen. Er kloßte vor sich hin wie ein abgestochenes Tier, weil die Scham in den ausgerauchten Zorn gefallen war, so von Sinnen gewesen zu sein. Ich habe wie ein Fuhrknecht gebrüllt und es mit meinen Statbrüdern verschüttet! stellte er fest; aber noch in dieser Feststellung war eine Befriedigung, sich gerächt zu haben.

Während die seinen Ausbruch abwartende Saaltochter noch meinen mußte, daß er wütend vor sich hinbrüte, überlegte der Fabrikant schon wieder gefaßt, was nun geschehen müsse. Sich hinter den andern her zu verdrücken, schien ihm schimpflich; an sein Hauswesen auf dem Ruchberg vermochte er sowieso nicht zu denken, weil ihn dort nur neuer Aerger erwartete. So beschloß er kürzerer Hand, als er selber gedacht hatte, zu bleiben.

Theresle, einen Roten! sagte er barsch und setzte sich an den runden Stammtisch in der Ecke hinüber, den er so bald nicht zu verlassen gedachte.

Das Theresle brachte den Rotwein mit einem schüchternen Scherz, den er knurrend abwehrte; aber das Glas trank er in einem Zug leer, ein neues zu bestellen. Während er das zunächst unangerührt ließ und mit aufgestühtem Kopf wieder vor sich hinstarrte, blieb dem Mädchen nichts übrig, als auf seinen Platz zurückzugehen, diesmal mit einem Strickstrumpf, den es hinter der Theke erraffte.

Wohl eine Viertelstunde lang hatte es in das Brüten des Fabrikanten ebenso stumm hineingestrickt, als das Theresle krusten mußte vor Lachen über diese schweigende Sitzung.

Spielen Sie Mühle, Herr Beilharz? fragte das dreiste Ding in all seiner jungen Einfalt, die unter andern Umständen kaum am Platz gewesen wäre, diesmal aber halb aus Verblüffung, halb aus Ingrimme angenommen wurde.

Als die weiße Kochmütze nach einer halben Stunde hinter der Theke her spähte, was sich so schweigend in der Wirtsstube begäbe? sah der schwere Mann eifrig grübelnd und Steine setzend mit dem Strubelkopf der flachshaarigen Saaltochter über dem Spiel und hatte nicht acht, daß sein Glas leer war.

Noch eins, Herr Beilharz? fragte der Wirt, die vermeintliche Veräumnis gutzumachen. Da sah ihn der Fabrikant lange mit dicken Augen an, sich zu sinnen, ehe er antwortete: Nein, eine gute Flasche und ein zweites Glas für das Theresle!

Später wußte der Fabrikant Beilharz von diesem Abend im Goldenen Karpfen nicht viel mehr, als daß er mit den beiden Wirtsleuten und der Saaltochter ein einfältiges Spiel getrieben hatte, das sie Karten-Domino nannten. Es war viel dabei gelacht worden, und auf der Rechnung stand noch eine zweite Flasche, von der er das meiste getrunken haben mußte; denn der Wirt schidte heimlich je

mand zum Ruchberg hinauf: Der Josef möge den Herrn Fabrikanten mit dem Wagen holen, es sei ihm nicht wohl!

Daß sich der Herr Beilharz betrank, entsprach weder seinen Gewohnheiten, noch hätte er andernfalls an dem Abend Torheiten gemacht. Es war eine gutgemeinte Vorsicht des Wirtes, die den kläglichen Ausgang dieses mißglückten Tages erst mit herbeiführen half. Während der Fahrt nämlich schlief der Fabrikant ein und konnte von dem Kutscher Josef, als sie eben angelangt waren, nicht völlig wachgerüttelt werden. Durch die aufgestörte Schlaftrunkenheit kam er in den Zustand, darin er seiner Frau Wilhelmine vorgeführt wurde: der Hut saß ihm schief und verbeult auf dem Kopf, wie er ihm draußen im Dunkeln aufgestülpt worden war; seine aus dem kurzen Schlaf aufgerissenen Augen waren rot umrändert und bleiern; zu einem Gespräch war er längst nicht mehr wach genug.

Als ihm drinnen die Hausfrau in ihrer Angst und mit einem durch seinen Anblick verstärkten Vorwurf händelnd entgegentrat: Die Kinder sind fort! lachte er in einer Gewohnheit dieses verfallenen Abends: Fort ist futsch! sagte er blöde und tappte an seiner Frau vorüber zur Treppe, weil ihm nichts so nötig und wichtig war wie sein Bett.

Und erst am andern Morgen, als die durch seine nächtliche Roheit tiefgefränkte Frau Wilhelmine sorgend um ihre Brut nicht ins Bett gekommen war, als sie die ganze Nacht hindurch gefürchtet, bei jedem Geräusch gehofft und immer wieder gejammert hatte, daß ihre Kinder im See lägen; als sie allein zum Frühstück saßen: da erst kam dem Anton Beilharz zum Bewußtsein, was in diesen fünfzehn Stunden, von denen er reichlich die Hälfte verschlafen hatte, alles in sein umzirkeltes Leben eingebrochen war.

Weine nicht, Wilhelmine! tröstete er mit einer Sanftheit, die ihn selber erstaunte, um gerade damit ihre Tränen erst recht auszulösen.

Doch, ich weine! begehrte sie auf; und einmal ausgelöst vermochte die sonst duldlame Frau die Bitterkeit nicht mehr aufzuhalten, so daß der Fabrikant in dieser Morgenstunde mehr böse Worte von ihr hören mußte als sonst in seiner ganzen Ehe.

Dagegen wollte er sich zuletzt aufwerfen; aber noch einmal zu brüllen war er gewarnt; und die Erinnerung an seine verschütteten Stabbrüder machte ihn völlig kleinlaut. Während die Vorwürfe der Frau Wilhelmine in Gewimmer zurücksanken, schob er mit beiden Händen das Geschirr von sich, als müßte er Platz haben für seine Fäuste, stand aber finster kopfschüttelnd auf und schritt hinaus, wie gestern die Kinder hinausgeschritten waren. An der Tür hatte er noch eine Hoffnung, daß seine Frau ihm nachkommen würde wie Elvira ihrem Bruder; aber sie wimmerte weiter, und noch draußen, als er den Schritt seiner schweren Füße im Kies hörte, meinte er, den dünnen Ton im Ohr zu haben.

So soll denn alles zum Teufel fahren! grollte der Fabrikant Beilharz zum zweitenmal; aber diesmal machte er das Gartentor hinter sich zu, und den Hut drückte er in die Stirn, als wehte ihm ein kalter Wind Regen ins Gesicht. Es wollte jedoch ein schöner Sommertag werden, und in den Büschen war das zweite Morgengeschrei der Finken und Meisen.

Die Polizei suchte einen Tag lang das Seeufer ab nach den angeschwemmten Leichen der Beilharzkinder; und der David gab der Obertertia frei, mit den beiden Polizeihunden der Stadt die Wälder zu durchstreifen. Die Hunde bellten in alle Büsche, so oft sie einen Hasen aufjagten; und die Obertertianer hekten sich mit dem David rote Gesichter an, ohne eine Spur von den Vermißten zu finden. Nur einen alten Landstreicher trieben sie auf, der in der oberen Waldhütte schlief; aber auch der wußte nichts zu sagen, als daß er unschuldig wäre, an was, verriet er klüglich nicht.

Am Abend gab es in Unterlingen wenig Einwohner, die nicht in Gedanken mit nach den Flüchtlingen gesucht hatten, auch stand nun schon eine Belohnung von fünfhundert Mark ausgeschrieben, und der Draht hatte nach allen Seiten gespielt. Es half aber zu keiner Spur, an diesem und auch am nächsten Tag nicht, und die es gleich gefagt hatten, triumphierten, daß sie nun keine Hoffnung mehr hätten!

Am gewisesten war darin der Fabrikant selber, der seit dem Extrablatt ein unabwendbares Verhängnis auf sich eindringen fühlte. Wie wenn jemand dastände und höhnte: Siehst du nun, Anton Beilharz, der du ein Gärtnersohn in der Nedar-Vorstadt warst und hier den Fabrikanten spielst, der du ein großmächtiges Haus auf dem Ruchberg gebaut, Wagen, Pferde und einen Kutscher hast, siehst du nun, was für ein falscher Zauber das alles ist!

Als aber am zweiten Abend im Ruchberghaus keine Worte mehr, nur noch scheue und schwere Blicke gewechselt worden waren; als der Herr Beilharz zum dritten Morgen durch sein Gartentor hinausgegangen war, und gegen Mittag mit zerstreutem Eifer über seinen Briefen saß, rief ihn der Wachmeister durchs Telephon an. Die Kinder seien durchaus nicht im See ertrunken, sondern in der stillgelegten Werft gefunden worden. Der Josef komme unterdessen mit dem Wagen herab, sie zu holen; augenblicklich äßen sie bei ihm eine Suppe, die gerade fertig geworden sei!

Die Beilharzkinder hatten das elterliche Haus auf dem Ruchberg nicht planlos verlassen, sondern ihre Wanderausrüstung und für einige Tage Proviant bei sich gehabt. Sie waren zunächst in den Wald hinaufgegangen, die völlige Nacht abzuwarten, und hatten sich dann erst um die Stadt herum an die verlassene Werft herangeschlichen. Dort wußte der Knabe mit seinem Mitschüler Kneisel — eben dem, der das Paddelboot besaß — seit langem ein Versteck, das nur sie beide kannten und sorgfältig gehütet hatten: Wenn sie von hinten her unter dem angebauten Schlappdach hinaufkrochen, gab es eine Luke, durch die sie auf den Hängelboden für die feineren Hölzer kamen; und von dort wiederum führte eine Standleiter in die untere Halle hinab, die auf beiden Seiten von Werkkammern eingefast war.

Weil die auer vorgelegte Eisenstange das vordere Tor der Werft deutlich genug zugesperret zeigte, dachte keiner daran, die Vermißten dahinter zu suchen, die mit ihrer Taschenlampe den Einschlupf gefunden und eingerichtete Räuberlager im Hohlraum bezogen hatten. Nur eben jener Paddelbootbesitzer Kneisel, der als angeblicher Waisenknabe gegen Kostgeld bei einem Hafner der unteren Stadt wohnte und in der Klasse deshalb — auch wohl um des blauen Muttermals an seiner linken Wade willen — die Rachel genannt wurde, hatte gleich am ersten Mittag ahnungsvoll nachgesehen und die beiden gefunden.

Während die Vermutungen der Einwohnerschaft alle möglichen Abenteuer und Gefahren der Ferne absuchten, saßen die Vermißten wohlversorgt in ihrem Räuberneß; denn was ihnen fehlte, trug die Rachel gleich am ersten Abend dienstfertig zu. Auch die Nachrichten brachte er mit, was alles geschähe, um sie zu finden, und was in der Zeitung stände. Er schmückte jeden Bericht nach seiner Art mit Zwischenfällen aus, in denen er selber eine Rolle gespielt haben wollte; und als er genug gesunkert hatte, kam er mit einem Vorschlag heraus, der in der Folge die Entdeckung herbeiführte: Die Schilderungen der das Seeufer absuchenden Polizei hatten den um einige Jahre zu alten Obertertianer auf den Gedanken gebracht, Polizei und Einwohnerschaft naszuführen, indem er je ein entbehrliches Kleidungsstück der Vermißten in den nassen Uferland legte, als wären sie vom See angespült worden.

Die zwölfjährige Elvira hätte über den höhnischen Einfall in die Hände geklatscht, wenn ihr nicht der Bruder mit

einem harten Griff dazwischengefahren wäre. Aus dem Streit, der darüber im Hobeiraum entstand, blieb von der geplanten Bosheit das Gegenteil übrig: daß die Rachel von den Geschwistern — zwar mehr von dem Bruder als der Schwester Elvira, die nur verächtlich dazu lachte — den Auftrag bekam, der Mutter im Beilharzhaus geheime Nachricht zu geben, zwar nicht, wo ihre Kinder sich verborgen hielten, aber doch, daß sie lebten.

Für diesen Auftrag lag die Lodung zu nahe, sich die ausgelegte Belohnung von fünfhundert Mark zu verdienen; und der Beauftragte hätte ein anderer als Rachel sein müssen, um nicht sogleich auf diese Fährte zu gehen. Frau Beilharz soll, schrieb er mit sorgfältig gemalten Druckbuchstaben auf geringes Briefpapier, abends um zehn Uhr vor dem Tor der Werft sein, jedoch allein. Dann würde sie den Aufenthalt der Vermißten von einem erfahren, dem sie die Belohnung von fünfhundert Mark zuvor in die Hand geben müsse. Käme sie in Begleitung, würde sich keiner zeigen!

Ungenannt! stand unter dem törichten Brief, der seinem Abfender danach als Erpressungsversuch angerechnet und mit seiner Verweisung von der Schule bestraft wurde. Denn die Frau Wilhelmine, als sie am Morgen — es war der dritte seit der Flucht der Kinder — den Brief mit der Post bekam, vertraute sich in ihrer zitternden Freude und Angst dem Kutscher Josef an, der mit seinem geschorenen Graukopf nicht nur wie ein Diplomat aussah, sondern auch einer war.

Da werden wir billiger dran kommen! sagte er und band seine Stallschürze ab, sogleich in die Stadt hinunterzugehen. Vorher freilich, ehe er die Lesebrille abnahm, hatte er verächtlich gegen seine vergeßliche Stirn getupft: Weil er natürlich mehr von den Heimlichkeiten der Knaben wußte als sonst ein Erwachsener, war ihm das Wort Werft wie ein Signal eingefahren; und er machte sich auf zum Fischmeister Kläre, dem die stillgelegte Werft gehörte.

Durch diesen resoluten Eingriff des Kutschers Josef brauchte nur ein verrostetes Schloß aufgezwängt zu werden, um das Nest im Hobeiraum auszunehmen; und es hätte der Polizei nicht bedurft, die ihre Pflichten und Rechte eben dann antrat, als sie nicht mehr am Platz waren. Aber weil der kurzatmige Wachtmeister gerade von einem Dienstgang kam, wie er den täglichen Morgen Spaziergang am Seeufer nannte, konnte er, neugierig über das geöffnete Tor, in die Werft eintreten und die Vermißten gleichsam beschlagnehmen: zum Mergel des Kutschers Josef und zur Befriedigung des Fischmeisters, der seine allenfallsigen Schadenersatzansprüche durch eine amtliche Bestandsaufnahme gedeckt sah.

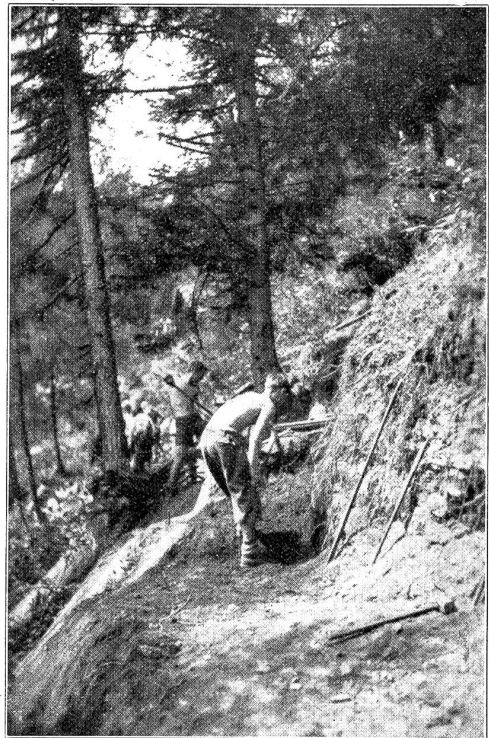
Um seine Rolle in diesem nach seiner Meinung der kriminalistischen Behandlung bedürftigen Augenblick nicht zu veräußern, bestimmte der Wachtmeister, der zwischen den Gestalten des länglich gebeugten Kutschers und des eher noch längeren Fischmeisters ein Stöpsel mit einem Ledergürtel war, daß er die Deliquenten in Verwahrnehmung müsse, indessen der Kutscher den Wagen hole. Dem Herrn Fabrikanten würde er den Sachverhalt telephonieren.

(Fortsetzung folgt.)

Studentische Arbeitskolonie.

Bideln, Schaufeln, Caretten stoßen, Bäume fällen, Steine schleppen, Mauern bauen, Brücken schlagen ... und tüchtig schwitzen und hie und da einen frohen Fodder in den frischen Morgen und ins Tal hinab schmettern, das ist so ungefähr die Morgenbetätigung eines studentischen Arbeitskolonisten, der für drei Wochen ins Wallis, in den

Tessin oder in Rhätiens Gaue gezogen ist, um schwerbedrängten Gebirgsbauern zu helfen.



Unermüdet wird am Wege, der mitten durch Wald, Alp und Felsen führt, gepickelt und geschaufelt.

Über 400 Studenten, Juristen, Ärzte, Philosophen und Theologen samt einigen fröhlichen Trupps ausländischer Kommilitonen arbeiten gegenwärtig*) in Lü i. M. (1900 Meter), in Duvin im Lugnez (1200 Meter) und in Dagro, Tessin (1300 Meter), um wenig bemittelten Berggemeinden zu lebenswichtigen Straßen und Verbindungswegen zu verhelfen.

Ihre Waffen sind nicht mehr Feder und Kollegheft, sondern Bidel, Schaufel und Stemmeisen. Anstatt in weichen Federbetten zu träumen, schlafen sie herrlich auf harten Strohlagern und bewundern durch Ritzen und Löcher der braun- und schwarzgebrannten Heuschobern Sternengefunkt und Mondaufgang. Anstatt Bier trinken sie kühlendes Gletscherwasser, köstlich schmeckende Kuh- und Ziegenmilch. Und Tagwache? Bevor der Hahn dreimal gekräht, nämlich ein Viertel vor 5 Uhr, ertönt das Signal eines Jagdhorns, einer Fabrikssirene, vielleicht sind es auch die lieblichen Klänge einer Grammophonplatte, und schon eilen die Studios der Arbeitsstätte zu!

Unvergeßlich bleiben jedem Arbeitskolonisten die drei Kolonie-Wochen in Erinnerung haften. Mit Stolz zählt er am Tage der Heimkehr die Schwielen seiner Hände, schreitet er noch einmal auf dem Weg, auf den auch seine Schweißperlen geflossen, denkt er mit Wehmut an die wetterharten, treuredlichen Bergleute zurück und erinnert sich voll innerer Freude an das ganze Kolonieleben, an die Hochtouren und an die Abende beim flackernden Lagerfeuer, wo er das Glüd tiefer Gemeinschaft erleben durfte.

Wahrhaftig! Wer schon einen Blick in eine studentische Arbeitskolonie tun durfte, wer die dankbaren Augen sah, mit denen die Bergbauern von „ihren“ Arbeitsstudenten Abschied nahmen, der wird den Worten eines hohen Magistraten unseres Landes beistimmen, der sagte:

„Der studentische Hilfsdienst ist im schönsten Sinne Dienst am Volk!“

*) Es war im September letzten Jahres.